



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Römisches Straßenleben. 3.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Aufstand in Syrien gegen Ibrahim Pascha, der von vielen Seiten englischem Einflusse zugeschrieben wurde, kam ihm zu Hülfe. Guizot findet sich mehr und mehr vereinsamt, er sieht die Katastrophe herannahen, auch Thiers wird in seiner Sicherheit wankend. In einem Schreiben an Guizot vom 16. Juli hat er nur noch den Trost, daß die Engländer sich in ein gefährliches Unternehmen einlassen, daß eine Isolirung von Frankreich (er glaubt also endlich an dieselbe) für sie folgenreicher sein würde, als sie sich einbilden, daß man sich übrigens aber nicht einschüchtern lassen dürfe. Beim Beginn des Conflicts habe man eine andere Haltung wählen können, seit der Note vom 27. Juli 1839 sei dies nicht mehr möglich. Am 17. Juli erhält Guizot von Palmerston die Mittheilung, daß am 15. Juli der Vertrag zwischen der Pforte und den vier Mächten abgeschlossen sei.

Eine Betrachtung des Vertrags und seiner Ausführung so wie einige allgemeine Bemerkungen über die Krisis behalten wir einem folgenden Artikel vor.

Z.

Römisches Straßenleben.

3.

(Geschrieben im April 1862).

Will man Roms elegante Damenwelt in der Nähe bewundern, so muß man Sonntags in den Mittagsstunden den Corso besuchen.

Die Römerin geht sehr gewissenhaft jeden Sonntag in die Messe. Wenn solche beendigt ist, rauscht sie in den schweren Stoffen ihrer kostbaren Toilette, das saubergebundene Meßbuch in der tadellos behandschuhten Hand, den Corso einige Mal auf und ab — nie allein, sondern entweder in Begleitung ihres Mannes oder von Mutter und Tochter. Es sind stolze Weiber mit dem Blick und dem Gang von Königinnen.

Es gehört in diesen Stunden nicht zum guten Ton, auf dem Corso zu fahren; nur Fremde verstoßen dagegen zuweilen. Aber die jungen und alten Flaneurs stehen an den Straßenecken, lassen die beau monde an sich vorüberwallen und rauchen ihre feuchten, qualmenden Scelti.

Im Frühjahr pflegt das Governo in den Räumen der Villa Borghese an einem oder zwei Sonntagen dem Volke eine Tombola zu geben. Es ist dies eine Art öffentlichen Lotto's, aus welchem der Staat eine beträchtliche Einnahme zieht, ohne jene anständigen Skrupel, welche die Spielbanken in Baden-Baden, Ems oder Wiesbaden den deutschen Kammern zuweilen erregen. An solchen Tagen findet von den Mittagsstunden an eine wahre Völkerwanderung den Corso und die gleichfalls nach der Porta del Popolo einmündenden Ripetta und Babuina hinab statt. Alte und Junge, Hohe und Geringe, Arme und Reiche ziehen festlich gepuzt hinaus in die Räume der lieblichen Villa Borghese.

Es gehören diese in der Nähe Roms gelegenen Landitze der vornehmen römischen Familien zu dem Reizendsten, was man sehen kann. Da keiner dem andern gleicht, überall die anmuthigsten Abwechselungen herrschen, jeder einen anderen Blick auf Rom bietet, so ist schon an gewöhnlichen Tagen der Besuch lohnend — um wie viel mehr heut am Tombola-Tage.

Wenn wir zum Thore hinaustreten, so streckt sich vor uns die lange gerade Straße nach Ponte molle zu. Rechts unterhalb der hohen Mauern des Pincio, die dem Volksglauben zu Folge sich senkten, als Petrus und Paulus zur Richtstätte geführt wurden, die in neuester Zeit aber mit einer Umkleidung versehen worden, erblicken wir ein triumphbogenartiges Portal, den Eingang zu den Rasen- und Waldflächen, den Hügeln und Thälern der Villa.

Die Fürsten Borghese sind sehr reich. Sie sind Sanesischen Ursprungs, groß geworden durch Paul den Fünften. Der älteste Sohn hat den Titel: Fürst von Sulmona. Eine jetzt mit der Hauptlinie verbundene Secundogenitur bildet die Aldobrandinische Erbschaft, von Papst Clemens des Achten Familie kommend, mit dem Titel Fürst Aldobrandini.

Die Anlagen der Villa hatten während der Belagerung 1849 furchtbar gelitten; denn Garibaldi's Freischaaren hatten dort ihr Bivouak aufgeschlagen; namentlich war der zunächst an die Stadt stoßende Theil, die ehemals Giustinianischen Gärten, welche Don Camillo Borghese, des ersten Napoleon Schwager, in den Park hineinzog, mit Raphaels Casino und dem Hause, welches man nach der einstigen Besitzerin, der unseligen Cenci benannte, gänzlich verwüftet. Leider blieb das geschmacklose weiter im Innern gelegene Aegyptische Thor stehen. Andere kleinere Wirtschaftsgebäude waren niedergebrannt worden; ihre Ruinen ragen hier und da aus dem hohen Grase und Gebüsch hervor. Einen Theil der Pinien hatte man zu Bivouaksfeuern verbrannt. Noch immer wird an der Wiederherstellung der Gebäude gearbeitet, und dies ist vielleicht der Grund, weshalb der Fürst gegen die testamentarischen Bestimmungen der Cenci den Park an Montagen ganz geschlossen, an den übrigen Tagen nur von Mittag bis zum Awe Maria geöffnet hält.

Grüne, mit duftigen Kräutern und im Frühling mit einem Teppich von
Grenzboten IV. 1862.

Weilchen bedeckte, von hohen Pinien, Cypressen und Steineichenwäldungen unterbrochene Wiesengründe und Hügel, durchschnitten von Fahr- und Fußwegen und schattigen Laubgängen, zerstreut liegende Casinen und Meiereien, zertrümmerte antike Statuen, Fontainen, halb versteckt unter Aloe-, Citronen- und Vorbeergebüsch, mit Epheu umrankt, murmelnde Bäche, ein Kirchlein &c. und das Ganze übergossen mit jenem ruinenartigen poetischen Dufte, jenem Aussehen des sich selbst überlassenen Verfalls, der allen italienischen Gärten eigen ist — das ist Villa Borghese.

An schönen Nachmittagen sehen wir dort buntfarbige Gruppen von allerlei hohem und geringem Volke auf dem Rasen unter dem Schatten der Bäume gelagert, spielend oder dem dolce far niente hingegeben. Die vornehme Welt fährt oder reitet dort spazieren; die altfränkisch gekleideten Zöglinge der Conservatorien schürzen ihre Talare in die Höhe, werfen die Dreimaster bei Seite, laufen und jagen sich wie andere Knaben ihres Alters.

In einem thalartigen Rasengrunde, umgeben von einzelnstehenden Pinien, ist eine gemauerte Vertiefung, eine Arena mit mehren Reihen herumlaufender steinerner Sitzplätze für die Zuschauer; in diesem Raume wird die Tombola abgehalten. Für den Tag derselben sind an mehren Stellen Tribünen errichtet, mit rothem Sammet, Seite und Goldborten ausgeschlagen, für die Honoratioren und die Schiedsrichter. In der Arena selbst ist eine kreisförmige Rennbahn durch Buchsbaumhecken für das Publicum abgegrenzt, so daß in der Mitte ein großer freier Raum bleibt, auf welchem einige thurmartige Holzgerüste sich erheben, von denen herab die gerufene Nummer der Tombola dem Volke gezeigt wird. Der Raum, die Sitzplätze und weithin die Rasenflächen sind mit einer ungeheuren Volksmenge, meist den mittleren und niederen Classen angehörig, besetzt. An verschiedenen Orten spielen Militärmusikcorps; französische Bataillone sind zur Aufrechterhaltung der Ordnung aufgestellt; in der Rennbahn reiten rothe Husaren, um sie frei zu halten, auf und ab. Das lärmende Volk, die Frucht- und Backwerkhändler, die ihre Waaren ausrufen, die Musik, die buntfarbigen Trachten der Weiber — das alles gibt ein Bild voll Leben, voll heiterer Stimmung.

Der Italiener liebt leidenschaftlich das Lotto, und ein Loos ist deshalb schon viele Tage vorher nicht mehr zu haben; man muß sich glücklich schätzen, noch am Thore eine Eintrittskarte für zwei Paul zu erstehen.

Die Vergnügungen der Tombola beginnen nun zunächst damit, daß hier und da Haufen von Gassenbuben hinter den auf und abreitenden Husaren unter Jauchzen die gezogenen Schranken gewaltsam durchbrechen, welche gloriose Handlung jedes Mal von den Zuschauern mit einem Beifallsgebrüll begleitet wird. Dann folgen drei Pferderennen, denen das Volk großes Interesse zuwendet. Es sind elende Gänle und elende Reiter in schmutzigen Jockeijacken. Die Sieger empfängt bedeutendes Händeklatschen, die letzten Pferde Grunzen und

Pfeifen. Nun beginnt das Hauptvergnügen, das Lotto. Jeder, der im Besitze eines Looses ist, sucht sich mit Hülfe seiner Ellbogen bis in die Arena in die Nähe der Tribünen durchzuarbeiten, wo die Nummern von einem Knaben gezogen werden. Die Preise bestehen in 400, 200, 100, 50 Scudi und mehren kleinern Gewinnen. Die ersten drei Nummern, die man auf seinem Loose in einer Reihe, als gerufen angestrichen hat, berechtigten zum niedrigsten Gewinne, die vier folgenden zum höheren und sofort, so daß derjenige, welcher zuerst alle Nummern seines Blattes gerufen sieht, den Hauptgewinn daventrägt. Jede von den Schiedsrichtern auf der Tribüne mit lauter Stimme ausgerufene Nummer wird auf den Holzhürmen mittelst großer Tafeln gezeigt und von einem Trompetentusch begleitet. Jedes Mal kräht und schreit die Menge die Nummer nach, den Ausrufer verhöhrend, bis das neue Trompetensignal die Aufmerksamkeit auf die nächste Nummer fesselt; dann wiederholt sich dasselbe Schauspiel. Sind die ersten drei Nummern in einer Reihe, eine Terne, heraus, so steigt der glückliche Gewinner unter den Vermünschungen, dem Pfeifen, Grunzen und Heulen der Menge zur Richtertribüne empor. Wehe ihm, wenn er sich in seinen Nummern getäuscht hat, denn in diesem Falle empfängt ihn ein wahrhaft infernalisches Hohngeschrei und ein Bombardement von Apfelsinen und Nußschaalen, vor dem er sich nur durch die schleunigste Flucht retten kann. Das alles hat aber keinen brutalen, bössartigen Anstrich, sondern mehr den Charakter der ausgelassensten, heitersten Lust. Die Landleute und Trasteveriner sind so harmlos vergnügt, bieten uns von ihren Pagnatellen an, erkundigen sich nach unserem Vaterlande und rufen: *che brutto paése!* wenn wir ihnen erzählen, wie kalt es um diese Zeit bei uns im Norden ist, wie die Landschaft mit Schneebedeckt ist und man auf dem „*Slit*“ fährt. Die Kinder klatschen vor Freuden in die Hände, daß die Knaben bei uns einander mit Schneebällen werfen — denn wenn in Rom einmal Schnee fällt, so daß er einen Tag liegen bleibt, so fallen in den Schulen die Unterrichtsstunden aus, damit die Kinder sich an dem ungewöhnlichen Schauspiel erfreuen können. Einstmals soll es sogar so stark in Rom gefroren haben, daß einer „*de queli tedeschi*“ auf dem Eise ganz wunderbar umhergefahren ist, nur einer, denn in ganz Rom war nur ein Paar Schlittschuhe aufzutreiben. — Wenn nun der letzte der Hauptgewinne gezogen ist, findet ein letztes Rennen zwischen den drei Siegern der vorigen Rennen statt. Sodann strömt die Menge dem Thore zu, wenn schon die Abendsonne hinter der Kuppel von St. Peter verschwindet und das großartige Panorama der ewigen Stadt mit einem magischen, unbeschreiblichen Lichtglanze tränkt. Will man diesen Anblick in seiner ganzen Herrlichkeit genießen, so steige man zum nahen Pincio hinauf. Das Bild, welches sich vor den Augen aufrollt, wird heut belebt durch die über den Popoloplatz hereinströmenden Massen des Volks und der heimkehrenden Truppen.

Auch die Feste, welche General Goyon, der französische Befehlshaber, dem Volke veranstaltet, d. h. die Paraden der Truppen, feiert er in den Räumen der Villa Borghese. Es will dem deutschen Soldaten nicht recht in den Sinn, daß er sich zu einem Schauspiel hergeben soll; wenn gleich bei uns in Deutschland militärische Revuen für das Volk ein Schauspiel sind, so tritt doch in ihnen für den Soldaten das militärische Element in den Vordergrund. Bei dem Franzosen ist das anders; eine französische Revue ist nur für das zuschauende Volk bestimmt; der Soldat will glänzen, sich bewundern lassen und entfaltet eine Menge theatralischen Glitterwerks, das zur Sache selbst durchaus nicht gehört.

Man sagt von General Goyon, daß er sehr eitel sei, und daß es nur eines Wunsches aus schönem Munde bedarf, um die ganze Garnison auf die Beine zu bringen. Heut gilt es die weiße Hut-Plume des General en chef, die ihm jüngst vom Kaiser verliehen worden, dem Publicum zu zeigen.

Es ist zwölf Uhr Mittags. Auf der Piazza del Popolo treffen wie durch einen Zauberschlag gleichzeitig aus den einmündenden Straßen die Colonnen der Truppen ein, keine Minute zu früh und keine zu spät, und wälzen sich zum Thore hinaus. Mit den Gassenjungen laufen auch wir neben der Musik her, hinein in die Villa Borghese. Eine Masse Volks zieht denselben Weg. Donnanzen und Offiziere sprengen mit einer Rücksichtslosigkeit hin und her, die in Deutschland Stoff zu den fulminantesten Zeitungsartikeln geben würde. Am Thore halten zahlreiche Ordonnanzen und Reitknechte mit Handpferden, denn die Generalität mit ihren Stäben zieht es vor, bis zum Thore zu fahren und dann mit abgespreizten Beinen und langen Zügeln dem Aufstellungsplatze der Truppen zuzujagen. Je nachdem nun die Windungen der Fahrwege in dem Park sich dehnen, folgen ihnen die Linien, Bögen und Winkel der Truppenstellung. In Reih und Glied stehen ein Geniedetachment, 1 Bataillon Jäger, 12 Bataillone Infanterie, 2 Escadrons Husaren, 2 Batterien, d. h. die ganze Besatzung von Rom, eine Division; die andere garnisonirt in den Provinzen. Die Zuschauer sind auf den Rasenflächen vertheilt; wir bemerken absonderlich viel Franzosen, den französischen Gesandten in eleganter Equipage, einige Wagen mit mehr oder weniger schönen Damen und allem, was Rom an Demimonde hat, die sich mit Vorliebe den Franzosen zuwendet, übrigens nicht besonders zahlreich ist. Die päpstlichen Quaden sehen doch mit Wohlgefallen das militärische Schauspiel ihrer Landsleute und politischen Widersacher.

Solch ein französischer Soldat hat alle Farben des Regenbogens in der geschmacklosesten Zusammenstellung und Form an sich, hat aber doch ein kräftiges, gesundes, echt militärisches Aeußere. Man sieht den Leuten an, daß sie nicht bloß pro forma, sondern wirklich von Beruf Soldaten sind, von erprobtem Schrot und Korn, Glieder eines gewaltigen, selbstbewußten Ganzen; viele

von ihnen sind altgediente Leute mit den Medaillen der afrikanischen, russischen und italienischen Feldzüge. Die Sappeurs mit ihren ungeheueren Bärenmützen, den großen weißen Schurzjellen und blanken Aexten sehen gut aus. Der Tambourmajor ist mit Goldtressen und bunten Federn wie ein Bajazzo aufgepuzt. Hinter der Musik stehen die Marktenderinnen, die auf dem Bilde recht grazios auszuschaun sind, in Wirklichkeit aber einen widerlichen Anblick gewähren; die meisten von ihnen haben manchen Sturm erlebt und sind über die Jahre der Versuchung schon lange hinaus.

General Goyon kommt mit glänzender Suite vom Thore daher; voraus zwei Husaren mit aufgesetztem Carabiner, hinter der Suite ein Trupp Husaren mit der rothen Flagge, welche den commandirenden General anzeigt. Goyon sieht militärisch aus und sitzt gut zu Pferde, obgleich er vor einem halben Jahr herunterfiel und ein Bein brach; der Großcordon der Ehrenlegion, die goldene Stickerei seines Fracks, die weißen engen Beinkleider und hohen glänzenden Reiterstiefel stehen ihm gut; das Zaumzeug seines Pferdes ist mit Goldborten besetzt, Sattel und Schabracke mit rothem Sammet überzogen und reich mit Gold gestickt. Die Musikbänden stimmen das „partant pour la Syrie“ an, die Truppen präsentiren, und Goyon lüftet, langsam an der Front entlang reitend, vor jedem Adler sehr grazios den Hut, eine Ehre, die auch jedem der mit Damen besetzten Wagen widerfährt. Von den Offizieren im Gefolge rauchen einige; ihnen folgen eine Menge Equipagen, Reiter und Reiterinnen, auch läuft das Publicum ungehindert zwischen den Truppen umher. Der König von Neapel, Graf Trapani und General Bosco stehen bescheiden in der Ferne.

Nachdem Goyon seinen Amritt beendigt, rücken die Truppen zu einem großen Quarré um die Arena zusammen. Goyon hält mit weitkündender Stimme eine Anrede, worin er mittheilt, daß der Kaiser drei Offizieren der Division das Kreuz der Ehrenlegion verliehen habe. Die drei Offiziere treten vor; Goyon und sein Stab steigen vom Pferde; er spricht den Eid der Ehrenlegionsritter, die drei Offiziere schwören den Eid, Goyon schlägt sie mit seinem Degen zu Ritttern und heftet das Kreuz auf ihre Brust, die Fahnen neigen sich, die Musikbänden spielen einen kriegerischen Marsch. Alsdann defiliren die Truppen vor den Neudecorirten vorüber. Auf der Piazza del Popolo versammeln sich die Truppen, bevor sie in ihre Quartiere abrücken, um den heimkehrenden Generalen einen Abschiedsgruß zu geben.

Uebrigens scheint das Kreuz nach sehr liberalen Principien verliehen zu werden und wie die Epaulets zur Offiziercharge zu gehören.

Laß uns andere Scenen aussuchen. Wir wandeln hinüber auf das linke Ufer. Wie die Gegend südlich des Forums die untergegangene altrömische Herrlichkeit, so zeigt Trastevere die verschwundene Pracht der Zeiten eines Na-

phael, Giulio Romano, Sangallo, Bramante 2c. Die Lungara, welche in langer gerader Linie den Stadttheil, der Tiber parallel, durchschneidet, war einst, was der Corso jetzt ist. Da reihte sich Palast an Palast. Jetzt aber hat eine ärmliche Bevölkerung dort Platz genommen. Die Häuser machen einen ruinenhaften Eindruck; Lappen, Holz- und Rohrbündel hängen zu den scheibenlosen Fenstern hinaus; Blumen stehen in zerbrochenen Scherben auf den Brüstungen; zum Theil sind Thüren und Fenster mit Brettern vernagelt. Nur in der Nähe der Brücken ist ein reges Leben; weiter entfernt davon sind die Straßen todt und öde. Vor der Hausthür sitzen Wochentags die Weiber, spinnen und nähen, die Familien eines Hauses, umgeben von allerlei Hausgeräth und Handwerkszeug. Sonntags aber sind sie im Festkleid, in der goldgestickten rothen Jacke und dem rothen Haarschmuck, reich mit goldenen Haar- und Brustnadeln und langen Ohrgehängen und Halsbändern geschmückt. Die geöffneten Thüren lassen in ein schmutziges Innere hineinschauen, Handwerksstätten, ärmliche Läden oder Oesterien, in denen die Männer bei einer Follette Weines schwagen. Wer, der in Rom mit Künstlern gelebt hat, wäre nicht einmal Sonntag Abends hinausgewandert nach der Oesterie der Cinciarella, um einen Blick in das harmlose Trasteveriner Sonntagstreiben zu werfen, wenn Alt und Jung heimkehrt aus den Räumen der Villa Pamphili. Der Römer kennt nicht unser deutsches Kneipenleben, unsere sonntäglichen Wirthshausstänze oder Concertbergnügungen.

Von der Tiberbrücke, dem Ponte Sisto wenden wir uns durch einen wirren Straßennäuel der Lungara zu. Kurz bevor wir solche erreichen, liegt an einer Straßenecke ein kleines unscheinbares Häuschen; das Mauerwerk desselben zeigt einige mittelalterliche Reste, ein Fenster mit gothischer Einfassung. Ein Bäcker wohnt in dem Hause wie vor 400 Jahren — aus jenem Fenster schaute einst Raphaels Fornarina.

Wir betreten die Lungara und passiren ein antikes Thor der Aurelianischen Mauer. Da liegt zur Linken der stolze, wohlerhaltene und von der fürstlichen Familie bewohnte Palast Corsini, den Clemens des Zwölften Neffe, der Cardinal Corsini auf den Grundmauern eines älteren Palastes Riario erbauen ließ. Im Palast Riario lebte und starb Christine von Schweden, Gustav Adolphs Tochter, von welcher Pasquino sagt: „Regina senza regno, Christiana senza fede, Donna senza vergogna“, die aber trotzdem in Sanct Peters Dom ein Grabmal erhielt. Von dem Hof dieses wahrhaft fürstlichen Palastes blickt man auf die dunkeln Laubgänge und auf die Wasserkünste eines Parks von großer Schönheit, welcher am Janiculus emporsteigt, und durch den kolossalen Befestigungswall begrenzt wird. Villa Lanti, umgeben von malerischen Piniengruppen, krönt die Höhe. Links am Abhange liegt unter dunklen Gebüschgruppen von Cyressen, Steineichen und Orangenbäumen ein kleines Casino; dort hält

während der heißen Tage die Gesellschaft der Arkadier ihre Sitzungen, deren Mitglied auch Goethe einst war. Die in die obern Räume des Palaſtes Corſini, in die Gemäldegalerie, führende prachtvolle Doppelſtreppe erſteigt jeder Fremde, um die Meiſterwerke des Carlo Dolce, Guido Reni, Guercino, Rubens, van Dyk ꝛc. zu bewundern.

Dem Palaſt Corſini gegenüber liegt hinter hoher Mauer in einem Garten die reizende Farnesina, der zierliche Palaſt, den der berühmte Sieneſſiſche Banquier Cbigi zur Zeit Julius des Zweiten bauen ließ und der mit den Raphaelschen Fresken, die Fabel des Amor und der Galathea vorſtellend, dem berühmten Sodoma von Verceſſi und Michel Angelo's kolloſalem, mit Kohle an die Wand gezeichnetem Kopfe geziert iſt, mit jener Viſitenkarte, die letzterer einem ſeiner Schüler hinterließ, wie man jezt photographiſche Bildniſſe zu gleichem Zwecke benutzt. Es iſt alles ſchon dagewesen. Die Farnesina kam von den Cbigi an die Farnese und von dieſen an die neapolitanischen Bourbon's. König Franz der Zweite hat ſie auf 99 Jahre an einen Privatmann, man ſagt an den ſpaniſchen Geſandten, verkauft.

Die Lungara aufwärts folgt nun eine Reihe von öde ausſehenden Klöſtern, Arbeitshäuſern, Palaſten, der botaniſche Garten und endlich Palazzo Salviati, gänzlich verfallen, durch ungeheure Strebebalken geſtüzt. Ihm gegenüber wird eine Brücke nach der Kirche San Giovanni dei Fiorentini über den Fluß geſchlagen.

Unter den gewaltigen Baſtionen von S. Spirito betreten wir durch ein triumphbogenartiges unvollendetes Portal den Borgo. Wir laſſen das großartige Hoſpital von S. Spirito mit ſeinen Krankenhäuſern, ſeinem Findelhauſe, Blinden- und Taubſtummeninſtitut, ſeiner Kirche ꝛc. zur Rechten liegen und wenden uns der Piazza di San Pietro zu. Es iſt ein ergreifender Contrast, wenn man plößlich aus der engen, ärmlichen und ſchmutzigen Straße hervortritt und den weiten Platz mit dem majeſtätischen Dome und den umſchließenden Colonnaden vor ſich hat. Welche ungeheure Dimensionen! Wie iſt alles ſo aus dem Großen gearbeitet, ſo bequem, das Kolloſale des Gebäudes, der Obeliſk, die rieſenhaften Fontainen mit ihrer unerſchöpflichen Waſſermatte, die Colonnaden, überragt von den Häuſermatteſſen des Vatican! Vielleicht iſt die Façade des Domes nicht architektoniſch richtig und ſchön; die Menſchen, welche ſich dort in der Loggia und in den Feſtern bewegen, ſehen aus wie Ameiſen, die auf den Brüſtungen umherkriechen; der Obeliſk ſteht nicht genau in der Mitte, und die 284 gewaltigen Säulen mit dem Heer von Statuen ertragen vielleicht nicht die Kritik der Kunſtrichter — aber das Ganze bringt einen Eindruck der Harmonie des Gigantiſchen, Unermeßlichen, Heiterbehaglichen hervor, der unauslöſchlich und unwiderſtehblich ſich wie ein beſeligender Frieden auf das Gemüth herabſenkt. Wie Atome verſchwinden die Menſchen und Fuhrwerke auf dem Platz!

Man muß den Platz an großen Festtagen sehen, wenn Tausende und aber Tausende ihn bedecken. Welche Pracht der Uniformen, der Equipagen, der Pferde und Geschirre, der Dienerschaft, der bunten Trachten von Landleuten aus allen Gegenden Italiens! Welches Leben in jenem Rahmen!

Es ist die Osterzeit, der Culminationspunkt aller Feste in S. Peter. Am Sonntag vor Ostern ist das Fest der Palmenweihe; der Gottesdienst wird in S. Peter in Gegenwart des Papstes celebrirt, welcher die Palmen weicht und sie den Cardinälen, der Geistlichkeit, den Mitgliedern des diplomatischen Corps, den höheren Offizieren und Fremden von Distinction austheilt. Während der heiligen Woche wird kein Spiel gerührt, keine Glocke geläutet. Um die Mittagsstunde und zur Zeit des Ave Maria laufen Knaben mit Knarren und Klappern durch die Straßen und zeigen mit gräßlichem Lärm die Tageszeit an. In der Sixtinischen Kapelle ist täglich in Gegenwart des Papstes Gottesdienst, wobei man das Miserere nach den berühmten Compositionen des Allegri, Palestrina, Baini, Anerio und Scoletti singt. Am grünen Donnerstage ist das Fest der Fußwaschung; am Sonnabend die Judentaufe im Lateran.

Am grünen Donnerstage legen wir den Frack und die weiße Halsbinde an, spannen zum Schutze unseres Cylinders den Regenschirm auf. Der Wind bläst rauh aus Nordwest, es ist ein furchtbarer Noth auf den Straßen, Regenschauer jagen einander — es regnet stets am grünen Donnerstag, wie der Römer behauptet. Jedermann ist heute in seinem größten Staate. Von der Engelsbrücke her durch den Borgo nuovo strömt die Volksmenge Kopf an Kopf, Equipage hinter Equipage, auf den Petersplatz. Dragoner und Gensdarmen halten die Ordnung aufrecht. Die Cardinäle, der Senat, der Governatore von Rom, die Principi, die Gesandten halten in großer Gala ihre Auffahrt. Truppen rücken in die Kirche hinein. Auch wir verlassen heut die Straße, steigen die große Freitreppe empor und betreten das Innere des festlich geschmückten Domes.

Der Papst liest heute die Messe in der Sixtinischen Kapelle im Vatican, trägt das heilige Sacrament aus der Sixtinischen in die Paulinische Kapelle, begibt sich alsdann auf die Loggia über dem Portal der Peterkirche, um den Segen über das draußen harrende Volk auszusprechen; doch reicht dieser Donnerstagssegens, dem Sprichwort zu Folge, nicht über den Fluß hinaus. Von der Loggia steigt der Papst in die Kirche hinab, um an zwölf armen Geistlichen die Ceremonie der Fußwaschung vorzunehmen und zum Schluß werden diese zwölf Geistlichen in den Sälen hinter der Loggia gespeist, wobei der Papst und die Cardinäle sie bedienen.

Wir verzichten auf den heutigen kleinen Segen, vertrauen uns vielmehr auf den weiterreichenden des Ostertages; wir verzichten auch auf die Feierlichkeiten in der Sixtinischen und Paulinischen Kapelle; uns interessiren absonderlich die zwölf Apostel.

Die in die Kirche eingerückten Truppen sperren das Mittelschiff, den Raum um den Hochaltar und das rechte Kreuzschiff, wo die Fußwaschung vorgenommen werden soll, ab. Hier sind rechts und links Tribünen errichtet für die vornehmste Welt und für die Damen, die an großen Kirchenfesten schwarz gekleidet, mit schwarzem herabwallendem Schleier erscheinen müssen. Wir sind durch Frack und Cravatte befähigt das Parterre zwischen den Tribünen zu betreten. Nachdem wir Paletot und Regenschirm der Obhut eines Garderobiers, der hinter der Kolossalstatue des heiligen Andreas sich etablirt hat, übergeben und den kritischen Blick zweier in Stahl geharnischten, mit Partisanen bewehrten Schweizer ertragen haben, drängen wir uns in die bunte Versammlung jenes Parterre's hinein. Da sind deutsche, englische, französische, spanische Uniformen, die reiche Nationaltracht der Ungarn und Polen neben dem langen Raftan der Armenier und dem bescheidenen schwarzen Frack. Auch Sir John K., unser alter Bekannter, ist da, als Schotte gekleidet, mit dem roth und grün gewürfelten Plaid seines Clans, mit Tartsche und Degen, nackten Beinen, in Erwartung eines Schnupfens, und Lady Fanny K. und die hübschen Misses sitzen oben auf der Tribüne, und Mstr. Y. und Mstr. Z. stolzieren in der Tracht der Geomanry von Lancashire und Devonshire einher. Alle Sprachen der Welt werden um uns gesprochen, rücksichtslos werden wir bald nach dieser, bald nach jener Seite gestoßen. Auf den Tribünen sehen wir die alte spanische Königin mit ihrem Gemahl Munnoz, Herzog von Mianzares, die neapolitanische Königsfamilie, von der Königin Mutter bis zum jüngsten Sprößling herab, die Gesandten aller Potentaten, die französische Generalität und auf den Damenplätzen eine Anzahl Nonnen. Jedermann plaudert nach Belieben mit seinem Nachbar; die ganze Versammlung ist sehr vergnügt, von religiöser Spannung keine Rede. Einen Augenblick erregt ein russischer Offizier in abgetragener Uniform, der betend mit dem Haupte auf den Stufen des päpstlichen Thrones liegt, die allgemeine Aufmerksamkeit. Ein Bekannter, ein Kurländer, erzählt uns von ihm folgende Geschichte: Der Mann war nach zwanzigjähriger Dienstzeit mit dem Offiziercharakter belohnt worden und hatte beschlossen sich zu verhehelichen. Bevor er aber in die Ehe hineintrat, wollte er zu Gott beten und sich reinigen, so sein eigener Ausdruck. Dieses Gebet und diese Reinigung bestand in einer Wallfahrt nach Jerusalem zum Grabe des Erlösers und nach Rom zum Grabe Petri. Er unternahm die Wallfahrt mit funfzig Rubel in der Tasche und ohne Kenntniß einer anderen Sprache als der russischen, hatte bereits den ersten Theil seiner Pilgerreise vollendet und war eben im Begriff den zweiten zu erfüllen. Welche Einfachheit, welche Demuth, welche Erhabenheit in der Auffassungsweise von der Heiligkeit der Ehe in der Seele dieses Steppensohnes!

Mittag ist fast herangekommen, als neue zur Kirche hereinstömende Grenzboten IV. 1862.

Menschenmassen uns anzeigen, daß der Segen gesprochen sei und daß nur die Fußwaschung vor sich gehen werde. Bald zeigt sich auch die nahende Procession. Voran die sogenannten zwölf Apostel d. h. die Geistlichen, denen der Papst die Füße wäscht; es sind dies fremde Priester, welche durch die katholischen Mächte empfohlen werden; gekleidet sind sie, wie man auf Bilderbogen die ägyptischen Magier darstellt, in ein langes weißes Hemd und eine zuckerhutförmige Mütze. Sie nehmen auf einer erhöhten Tribüne Platz, beschützt durch die Nobelgarden. Dann folgt ein buntes Haufe von Cardinälen, Bischöfen, geistlichen Würdenträgern aller Kategorien, der weltliche Hofstaat des Papstes, der Senat von Rom, die Municipalität, der Majordomus mit den Camerlengo's, alle in altspanischer Tracht, theils roth und gelb, theils schwarz, die Offiziere der Schweizergarde mit blauem goldingelegtem Stahlpanzer, endlich der Papst in schlichtem weißem Gewande. Viele von den Cardinälen werden von den Tribünen her freundlich begrüßt. Als Antonelli's schöner Kopf mit dem lauernden Blick zum Vorschein kommt, erhebt sich Jedermann auf die Fußspitzen.

Der Papst kommt demüthig zu Fuß. Der Chor stimmt das „Mandatum mandavi vobis etc.“ an. Alles sinkt auf die Knie, nur die wilde, meist protestantische Rotte im Parterre nicht, und erhebt sich erst wieder, nachdem der Papst auf dem Throne Platz genommen. Man nimmt nun mit ihm eine Menge unverständlicher Ceremonien vor; bald setzt man ihm die Mütze auf, bald nimmt man sie ab, hängt ihm bald dieses Tuch, bald jenen Mantel um, endlich bindet man ihm eine Schürze vor, und während Waschbecken und Handtuch voraufgetragen werden, setzt er sich zu den Aposteln in Bewegung, welche mittlerweile vom rechten Fuß möglichst unbemerkt Schuh und Strumpf abgestreift haben. Das Parterre drängt sich möglichst nahe heran; der Papst wäscht und trocknet den nackten Fuß — doch kaum hat er diese Ceremonie am ersten, zweiten Apostel vorgenommen und die Neugier der Menge befriedigt, so stürzt diese, in rücksichtslosem Drängen alles mit sich fortreisend, die Schranken durchbrechend trotz der Protestation der Schweizer dem Ausgange zu; denn es gilt einen guten Platz in den Sälen oben frühzeitig zu erreichen, wo die Speisung vor sich gehen soll; der Papst aber wäscht der letzten Hälfte der Apostel die Füße vor einem leeren Raume. Die Söhne Albions sind wieder die Urheber dieser Unmanierlichkeit; sie verachten selbst die Anwendung ihrer Fäuste nicht, um sich Bahn zu schaffen. Bei allen derartigen Gelegenheiten in großen tonangebenden Schaaren gegenwärtig, betrachten sie sich als die berechtigten Zuschauer eines Schauspiels, über welches ihre Auffassungsweise erhaben ist, ohne auf die Heiligkeit des Orts, die religiösen Gebräuche des Katholicismus oder die Gewohnheiten des Volks die geringste Rücksicht zu nehmen.

So werden auch wir hinausgeschoben und gestoßen, erreichen mit Mühe und eingedrücktem Hut den heiligen Andreas, den Beschützer unseres Paletots, und suchen den Weg nach oben hinauf. Aber bereits steht dort die Menge Kopf an Kopf, die Hitze ist groß und die Luft nichts weniger als angenehm. Ueber die Häupter hinweg ragt eine mit goldenem und silbernem Geräth, Blumen und vielen Schaugerichten besetzte Tafel, vor welcher die Apostel in einer Reihe Platz nehmen, so daß sie ihr den Rücken, dem Publicum aber das Gesicht zugehren. Der Papst mit den Cardinälen erscheint, wir sehen kaum, wie die Apostel einige Bisquits zu Munde führen, als wieder dasselbe Drängen nach den Eingangsthüren stattfindet, denn nun will ein jeder möglichst schnell zu seinem Wagen gelangen.

Laß uns in die Galerien des Vaticans schlüpfen, die heute auch dem niedern Publicum geöffnet sind; ruhen wir unsere vom langen Stehen ermüdeten Glieder und ergößen wir uns an den naiven Bemerkungen der Landleute, die an den Reihen der antiken Statuen entlang ziehen. *Eccolo Nerone! Eccolo Tiberio!* das sind die Ausrufungen, welche wir am häufigsten hören. Tiber und Nero jucken noch immer in den Köpfen der Leute. Der Mensch hat nun einmal mehr Gedächtniß für das ihm zugesügte Böse als für das Gute.

Noch einmal wollen wir hinausziehen auf den Petersplatz und zwar am heiligen Ostertage, um uns unter den großen apostolischen Segen zu beugen. Auf dem Platz ist fast die ganze Garnison von Rom, Papalini und Franzosen mit Pferden und Geschützen aufgestellt und eine unermessliche Volksmenge zu Fuß und zu Wagen versammelt. In der Kirche werden die Reliquien gezeigt, der Papst celebrirt das Hochamt, und während er die heilige Hostie emporhält, schmettert ein Chor von Pojaunen durch die weiten Räume, die Töne schwingen sich an den Wölbungen entlang, bis sie als Echo vom anderen Ende der Kirche zurückbrausen. Das bringt einen ergreifenden, mysteriösen Effect hervor, es ist als ob der Ruhm des Kreuzes in die Welt hinein erschalle und vom fernsten Ende derselben zurücktöne. Nach Beendigung der Messe tritt General Goyon aus der Kirche hervor, steigt mit seinem Stab zu Pferde und durchreitet die Linien der Truppen. In der Loggia wird es lebendig, allmählig füllt sie sich mit Cardinälen; über die Menschenmenge verbreitet sich eine feierliche Stille und erwartungsvolle Spannung. Endlich erscheinen die weißen Pfauenwedel des päpstlichen Gefolges und über den Häuptern der Cardinäle auf erhabenem Throne die Gestalt des Papstes. Die Menge sinkt demüthig auf die Knie — es ist so still auf dem weiten Platz, daß man das Gesumme einer Fliege vernehmen kann. — Der Papst erhebt sich, breitet die Arme zum Segen aus; wir können aber der Entfernung halber seine Worte nicht verstehen; und kaum hat er sich wieder niedergelassen, so präsentiren die Truppen, die Musikbanden schmettern, von der Engelsburg her schallt Kanonendonner, alle Glocken der

Stadt beginnen wie auf einen Schlag zu läuten, und ein unermesslicher Jubel bemächtigt sich der Menschen. Es ist ein gegenseitiges Beglückwünschen, ein Jauchzen, ein Evviva-Rufen, ein Winken und Wehen mit Hüten und Tüchern ohne Ende, eine Freude, als ob eine drückende Last vom Herzen der Menschheit gehoben sei. Es ist ein Augenblick voll ergreifender Feierlichkeit. — Da fällt unser Blick auf einen wohlbeleibten Abbate, welcher in der Nähe vor uns kniet und sein säuberlich sein Taschentuch untergebreitet hat, und das schlägt wie das Ende eines Heyne'schen Liedes in unsere Festesstimmung hinein.

Abends ist die Illumination des St. Peter. Mit Anbruch der Dunkelheit hüllt sich der Dom und die ihn umgebende Colonnade in ein Meer von Licht. Magisch setzt sich die ungeheure Masse von dem dunklen Himmel durch unzählige kleine Lampen ab, die, mit vollendetem Geschmack an einander gereiht, die Architektur vortrefflich wiedergeben. Nachdem die Illumination wohl eine Stunde gewährt hat, flammen plötzlich, wie auf einen Schlag die ganze Fagade, die Kuppeln und die Colonnaden in eine glänzende Feuermasse auf, die das Licht der bisherigen Beleuchtung vollständig todt macht. 300 Menschen haben auf ein gegebenes Signal diese Steigerung des Lichts durch Anzündung von fast 2000 Pechpfannen und damit einen Effect bewirkt, der wahrhaft imponirend ist. Gleichzeitig läuten alle Glocken des Domes. Weithin strahlt oben das Kreuz von der Spitze der Kuppel in die Nacht hinein — fürwahr eine schöne Allegorie. Die Zuschauer Masse ist einen Augenblick stumm vor staunendem Entzücken, dann bricht sie in ein über den Platz dahinrollendes und immer wieder sich erneuerndes Händeklatschen des Beifalls aus.

Am Ostermontag wird die Girandola auf dem Pincio abgebrannt. Wochenlang vorher werden dazu schon Schuppen und Gerüste auf dem Passeggio pubblico gebaut, die diesen dann Monate lang verunzieren, weil sie bis zum Feuerwerk des Petersabends, bis in den Juli hinein stehen bleiben. Auch auf der Piazza del Popolo errichtet man Tribünen für den Hof und die Honoratioren. Der Platz wird mit Truppen besetzt, um etwaige politische Demonstrationen zu verhindern. Musikbanden spielen, und die Zuschauer drängen sich wieder in großen Massen. Feder und Worte sind zu schwach, um einen Begriff von der wahrhaft imposanten Großartigkeit, von der mit raffinirtem Kunstgeschmack arrangirten Mannigfaltigkeit, von dem Licht und Farbenreichtum, von der blendenden Pracht dieses Feuerwerks zu geben. Ununterbrochene Artilleriefalben begleiten dasselbe. Massen von Raketen, Feuerfontainen, Cascaden, Blumenbouquets, Palmen, Sonnen und Feuerrädern folgen einander; die Fagade des ganzen Pincio und eines improvisirten Palastes glänzt in bengalischen Flammen und in Brillantfeuer; endlich zum Schluß sprudelt die gewaltige Feuergarbe der Girandola, die dem Ganzen den Namen gibt, zum

Himmel empor. Es ist überwältigend, berauschend, die Lichtmasse, die Musik, das Volksleben, die Localität. Dergleichen bietet nur Rom.

Das ist der Schluß der Osterfeier. —

Obscuranten und Protestanten in Hannover.

Von einem unbekanntem Wohlthäter geht uns mit interessanten Anmerkungen begleitet, der vollständige Text der Adresse zu, welche am 3. September mit den Unterschriften der Bevollmächtigten von fünfzig Schulgemeinden bedeckt*) aus dem Osnabrückischen an den König von Hannover abgesandt worden ist, um gegen die noch immer eifrig fortbetriebene Vermuckerung des Landes Einspruch einzulegen und gründliche Abhülfe zu verlangen. Die Adresse hat, da in Hannover der Geist des Grafen v. Borries fortregiert, von der dortigen Presse nur theilweise wiedergegeben werden können. Es ist aber wünschenswerth, daß man sie sowohl ihrem Inhalt als ihrer Form nach in weiteren Kreisen ganz kennen lerne, und so möge im Folgenden ein ausführlicher Auszug aus derselben einen Platz finden als ein Beispiel, wie tief der garstige Krebschaden in der protestantischen Kirche Hannovers bereits gefressen hat und wie er trotz des Erlasses vom 19. August, die Nichteinführung des Katechismus betreffend, noch immer weiter frißt, wie aber auch andrerseits der Widerspruch des Volks gegen die Ordres der lutherischen Mustis sich gesteigert hat und schon nicht mehr im Stande ist, seine Erregtheit mit der üblichen allerunterthänigsten Rücksicht auszudrücken.

Die Absender der Adresse beginnen mit der Bemerkung, daß der Erlaß vom 19. August von ihnen mit um so größerer Freude begrüßt worden sei, nicht bloß weil sie sich „den neuesten Landeskatechismus niemals mit Bereitwilligkeit angeeignet haben würden“, sondern auch weil der Erlaß des Königs in den Worten, es liege ihm am Herzen, „die Gewissen zu schonen, der Kirche den Frieden zu erhalten, und nicht durch Zwang den Segen zu verkümmern, welcher durch freie und freudige Aneignung bedingt ist“, die Beendigung ihrer langjährigen kirchlichen Wirren verbürge.

*) Bis zum 17. September waren der Adresse noch weitere zehn Schulgemeinden des Fürstenthums Osnabrück beigetreten.